Die Rungrüfe

Autor(en): **Jehli, Johann Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **241 (1962)**

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-375719

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Rungrüfe

Von Johann Jakob Jehli

Das Seitental steigt vom Rhein aus bis zu seinen hintersten Gehöften um 1400 Meter. Es ist in seiner langen Flucht von zwei Bergketten eingeschlossen. Es ist keilförmig, ohne Talsohle, so daß zuletzt der Fluß wildschäumend und mit donnerndem Getöse seinen Weg hindurch erzwingen muß. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte nur eine beschwerliche und gefährliche Säumerstraße bis zu den letzten Wohnstätten hinein, und verband so fast alle Ortschaften, die auf den Terrassen in der Mitte der rechten steilen Berglehne sich breitmachen.

Der Boden ist karg und gibt nichts freiwillig her als Wald und Viehweide. Nicht fett werden die Wiesen, und die Kartoffel- und Gerstenäcker sind bald gezählt. Die meisten Lebensmittel müssen daher von außen zugeführt werden. Das Holz, das die Gemeinden verkaufen können, wurde früher geflößt. Eine gefährliche Arbeit. Aber die Flößer tranken gern den Schnaps, den die Holzhändler ihnen bisweilen bezahlten, um Courage zu machen.

Auf der linken, vordern Teilseite liegt ein Bauerndorf verwegen auf einer mehrere hundert Klafter hohen, zerklüfteten Felswand, die fast senkrecht zum Fluß niederfällt. Die Kirche befindet sich am äußersten Rand des Abgrundes, eine Erscheinung, die man in Graubünden nicht selten wahrnehmen kann. Das kleine Gotteshaus hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen.

An einer der Kirchenwände bemerkt man eine Oeffnung oder eine Vertiefung im Mauerverputz. In dieser Lücke der Wandverkleidung erblickt man einen Menschenkopf, eine alte Malerei. Wenn man nach dem Grund dieser Merkwürdigkeit im Dorfe frägt, bekommt man den erwünschten Bescheid:

Nach dem Übertritt der Ortschaft zum Protestantismus zur Reformationszeit, wurde später einmal die Kirche einer Renovation unterzogen. Dabei wurden alte Malereien an den Mauern abgekratzt, übertüncht und zugedeckt. Die Restaurierungsarbeiten wurden von italienischen Maurern ausgeführt. An erwähnter Wand befand sich ein Christusbild in natürlicher Größe. Auch dieses Gemälde sollte zugedeckt werden. Aber die welschen Maurer weigerten sich, dies zu tun. Auf vieles Zureden ließen sie sich dann ungern herbei, dem Befehl des despotischen Vorstehers und Kirchenpflegers Folge zu geben. Sie kratzten unwillig den alten Bewurf weg und hüllten das Bild mit Mörtel zu und verputzten die Stelle wie die übrige Mauer. Aber den Kopf des Bildes ließen sie unberührt stehen. Als man die Lücke wahrnahm, reklamierte der unerbittliche Ortsvorsteher. Auch das Gesicht sollte verschwinden. Aber die Italiener weigerten sich jetzt entschieden der Forderung nachzukommen. «Warum nicht?» schrie der Vorsteher sie an. Die Antwort lautete bestimmt, sie würden das Kopfbild unter keinen Umständen abkratzen, noch viel weniger dem Heiland Mörtel ins Angesicht werfen. Es sei schon zu viel getan worden, indem sie den übrigen Körper am Gemälde zugedeckt und damit ihr Gewissen belastet hätten. Aber die Verantwortung trage er, der gottlose Vorsteher, und die Strafe, die dafür zu gewärtigen sei.

Eine gute halbe Stunde talaufwärts, aber tief unten rechts, nur wenig über dem Fluß, liegt ein anderes Dörfchen, das einzige in der Talschaft, das so tief gelegen ist. Im Winter sieht es sechs Wochen lang keine Sonne. In den andern Jahreszeiten jedoch ist sie dem Nestchen um so wohlwollender gesinnt. Die Ortschaft befindet sich auch in einer vom Nordwind geschützten Mulde, inmitten grüner Wiesen und so dicht mit Obstbäumen belagert, daß es aussieht, als würden Kinder beim Ringelreihen einander die Hände reichen. Das Kirchlein thront nicht stolz und waghalsig, wie in der vorher erwähnten Ortschaft auf der Höhe, sondern schmiegt sich, wie schutzsuchend, an die Berglehne. Es ist so niedrig, daß bergwärts das Dach fast zum Boden reicht. Und an seiner Stirne stehen — wie es demütig seiner Niedrigkeit bewußt wäre — die Worte geschrieben: «Suchet was droben ist.»

Zwischen den so gezeichneten Dörfern, dem oben auf der Höhe und dem tief am Fluß unten, breiten sich auf der linken Talseite die Heuberge der beiden Dörfer aus. Die Bauern der erstern Ortschaft müssen zu diesen Maiensäßen niedersteigen und die der zweiten über die Flußbrücke und zu ihnen hinaufstapfen. Die Bergwiesen der beiden Nachbardörfer grenzen aneinander.

Der nun schon erwähnte Ortsvorsteher im Hochdorfe war der Vater eines frischen Burschen, dem er schon früh eine reiche Braut bestimmt hatte. Denn er war selbst ein Vermöglicher und besaß die meisten und besten Wiesen und im Dorfe eine stolze Heimstatt. Aber, wie es sich oft erweist, der Sohn besaß ein ebenso steifes Genick als der Vater. Seine Liebe jedoch zielte nach einer andern Richtung, als der Vater es haben wollte und bereits bestimmt hatte.

Sein schönster Maiensäß mit nagelneuem Vieh- und Heustall drauf grenzte an ein kleineres Gütchen, das einem armen Flößer im untern Dörfchen gehörte, der nur eine Kuh und einige Ziegen sein Eigen nannte, aber der ein halbes Dutzend Kinder zu ernähren hatte. Das älteste Mädchen war bereits aus der Schule. Es griff überall bei der Arbeit herzhaft zu, half der Mutter und ersetzte den Vater auf dem Feld. Sie schwang die Sense wie ein Mann und nicht leicht, daß einer sie aus der Mahd gejagt haben würde. Auch verstand sie die Tiere zu füttern und zu alldem besaß sie ein frohes Gemüt und sang wie eine Lerche. Solch ein Wesen bei einem Mädchen bedeutet auch ein Kapital, und die Burschen waren hinter ihr her wie bezaubert, und der Sohn vom erwähnten Vorsteher schien die andern alle auszustechen. Aber Vreneli ließ, trotz ihrem heiteren Wesen, die tollen Jungen nicht mit sich spielen. Auch den Philipp des Vorstehers nicht. Sie wußte, was sie war, und so stieg ihr Wert noch höher im Kurs bei den mannbaren Burschen. Philipp sagte sich: «'s Vreneli und keine andere.»

Als der Vater erfuhr, wie sich die Dinge um seinen Sohn verhielten, stampfte er, daß die Diele krachte. «Bist du verrückt?» schrie er den Jungen an. «Schämst du dich nicht, dieser Hungerleiderin nachzulaufen?»

«Die will ich und keine andere», gab ihm der Sohn entschieden zurück und hielt dem erbosten Vater die Stange.

«Wenn du deinen Willen durchsetzen willst», sprach der Alte, als alles Zureden im Sande zu verlaufen schien, «so tu es. Aber, daß du es weißt, ich werde dich enterben, du Trotzkopf!»

«Auch das kannst du tun», versetzte der Junge ohne Zögern.

«Du nimmst die Urschel am Büel, sage ich», fuhr der Vater fort. «Besinne dich. Verscherze dein Glück. Sitz du nur bei der Not zu Tisch, und die Liebe ist futsch.»

Der Sohn erwiderte darauf kein Wort, entfernte sich und ließ den ergrimmten Vater stehen.

«Vielleicht kommt er zum Verstand, der Stiergrind», dachte der Alte.

Aber nun nährte er eine heimliche Wut gegen das Mädchen, das dem Jungen den Kopf zu verdrehen schien. Er nahm sich vor, sie einmal allein unter vier Augen zu treffen, sie ins Gebet zu nehmen und ihr die Leviten zu lesen, daß ihr die Lust vergehen sollte, an seinen Philipp zu denken. Aber der ergrimmte Vorsteher machte die Rechnung ohne den Wirt, denn es gibt eine Macht, man nenne sie Vorsehung, Schicksal oder Zufall, eine Macht, die aller menschlicher Berechnung, List und Gewalt spottet.

Es war ein heißer Tag anfangs August. Auf den niedern Heubergen, in den Gadenstätten, war das Heu beinahe alles gemäht und unter Dach gebracht worden. Ja, auf den Fettwiesen grünte schon das Emd. Der Philipp, der Knecht und einige Heuer waren auf einen höheren Maiensäß nah der Ochsenalp gezogen. Im Dorf lag nach dem Mittagessen der Vorsteher eine Weile auf dem Faulenzer. Nach dem Schläfchen trat er ans offene Stubenfenster. Es war schwül zum Ersticken. Wie er so auf die Maiensäße niederschaut, streift sein Auge auch seinen stolzen Heuberg, den der neue, prächtige Stall krönte. «Was ist das?» fragte er sich. Denn dort unten war noch ein Weibsbild eifrig beschäftigt, ein Heutuch zu füllen. Kurz entschlossen greift er nach dem Hut, verläßt das Haus und schlägt den Weg hinunter zu den Gadenstätten ein. «Das trifft sich gut», dachte er bei sich. «Du wirst deine Augen auftun und die Ohren spitzen, du schlaue Hexe, du.» Und der alte Fuchs leckte sich die Lippen, wäre aber in seinem eifrigen Gang schier über einen faustgroßen Stein gestolpert.

Bei seinem Stall angelangt, ließ er den Blick prüfend über das Feld schweifen und — richtig, nicht weit über dem Bach trug das Mädchen gerade seine Blache Heu zu ihrem Stall. Ziemlich weit unterhalb sputeten sich noch einige Heuer, um das in Haufen Gezogene einzubringen, denn es mußte ein Wetter kommen, und zwar rasch. Der Vorsteher ging auf sein Ziel los, sprang über den Bach und stand bald darauf vor dem Stall, auf dessen Tenne Vreneli das eingetragene Heu mit der Gabel auf den Stock warf.

«Sooo, zapple nur, daß du deine Hampfel noch unter Dach bringst», schnarchte er auf dem Tortramen verächtlich.

Das Mädchen drehte sich um, schier erschrokken, denn den Vorsteher hatte es nicht erwartet. «Ich bin gerade fertig geworden», erwiderte es und schob mit der Hand einige lose Locken aus der nassen Stirne. Dann fuhr es in der Arbeit fort, wie der Vorsteher gar nicht da wäre. Denn er hatte sie nicht gegrüßt, aber gekränkt.

«Bist du immer so kurz angebunden, du freche Hexe?» frug der Alte empört.

«Das kommt drauf an», gab sie zurück, ohne sich umzusehen.

«Das scheint mir fast», knurrte der Dorferste grimmig. «Aber dem Philipp verbiete ich dir nachzuschleichen, du verdammtes Luder! Verkehr du mit deinesgleichen.»

Mit einem Ruck wandte sich jetzt Vreneli um und maß den anmaßenden Alten mit einem Blick, der deutlich genug war. «Einen andern Ton, Vorsteher, hier bin ich Meister, nicht du!» Und sie

unterbrach seinen Schimpfschwall mit resoluter Stimme. «Ich bin noch niemandem nachgelaufen, nicht den Burschen, auch dem Philipp nicht. Ihr könnt ruhig sein, Vorsteher, anlocken ist nicht meine Art. Euer Philipp kommt ungerufen. Ich gebe ihm Red und Antwort, wie jedem Menschen. Aber jetzt, da Ihr so redet, werde ich ihm die Türe schließen.»

Der Dorfgewaltige fuhr auf: «Du hochmüt...» Das Wort brach auf seinen Lippen ab und blieb unausgesprochen. Ein furchtbarer Windstoß erschütterte den Stall, ein Blitz flammt auf, ein Donnerknall, alles aufeinmal, daß einem sehen und hören vergeht. Plötzlich war auch der Alte fort und davon. Der Regen setzte ein und wie: Im Nu schien der Boden ein einziges Rinnen. Das Vreneli sah zwischen den Rundbalken hindurch nach dem Vorsteher aus. Wie das niederplatzte!

Endlich entdeckte sie ihn. Er hantierte mit einem Pickel vor seinem Stall im ärgsten Regen, wahrscheinlich um das Regenwasser vom Düngerhaufen wegzuleiten. Aber gleich verlor sie ihn wieder aus den Augen. Wolken, Sturm und Regen hatten den Tag beinahe in Nacht verwandelt. Nur wenn gerade ein Blitz fiel, flammte es grell auf.

Aber nun kam das Schreckliche. Hoch oben auf der Alp war es aufeinmal als ob der Berg zur Hälfte sich losgerissen hätte, ein Krachen und Dröhnen, daß die Erde erzitterte. Es war unheimlich, wie wenn wirklich der Berg stürze, um alles unter sich zu begraben. Vreneli warf das leere Heutuch in aller Hast über Kopf und Schultern und rannte ins Freie. Ja, es mußte von oben herab etwas Furchtbares kommen, aber es war zu sturmfinster, um das drohende Unglück zu erkennen. Wo war auch der Vorsteher hingekommen? Sie vergaß, was er soeben ihr angetan. Ein gemeinsames Unglück eint die Menschen. Sie eilte dem Bach zu, der war aber in diesen wenigen Augenblicken hoch angeschwollen. Endlich fand sie eine schmale Stelle, wo sie ihn zu überspringen vermochte.

Bald tauchte der große Neubau vor ihr auf. Vor dem Viehstall kreuchte eine unbestimmbare Gestalt am Boden, und sie vernahm eine jammernde Stimme, und die gehörte dem Vorsteher. Sie warf einen Blick bergwärts, und sie gewahrte mit tödlichem Entsetzen jetzt eine ungeheuer hohe Lawine von Schlamm, Schutt, Steinen und grünem Holz träge, jedoch unaufhaltsam, sich zu Tal wälzen. Der Hauptstrom kam auf des Vorstehers Gadenstatt zu. Wie ein Blitz schoß der Gedanke ihr durch den Kopf: rette dich! Sie stürzte auf den Stall zu. «Fliehet, fliehet!» rief sie dem am Boden kreuchenden Alten zu. Allein, der vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten und stöhnte. Er hatte mit dem Pickel, wie er nachher erzählte, mit Graben sich ins Schienbein geschlagen und das war entzwei. Als der Mann sich nicht zu helfen wußte, riß Vreneli das Heutuch von ihren Schultern, packte den Unglücklichen, legte ihn in das Tuch und zog die Bürde die Wiesen hinunter in Sturm und Regen. Hundert Schritte unter dem Gaden ragte ein haushoher Felsblock, auf dem zuoberst noch einige Tannen Wurzeln gefaßt hatten, aus dem Gelände empor. Hier zog sie mit all der Kraft, die die nahende Gefahr ihr verlieh, an der bergwärts liegenden Seite, wo der Felskegel besteigbar war, die schwere Last bis zur Höhe.

Von der ungewöhnlichen Anstrengung ermattet, sank sie auf dem Felskopf angelangt, neben ihrer seltsamen Bürde zu Boden. Auch der Vorsteher rieb sich die finstere Stirne und wußte noch nicht recht, wie es ihm geworden war. Sie erholten sich aber schnell wieder und beide erblickten mit Schrecken, wie die sich unaufhaltsam vorwärtswälzende Schuttlawine den stolzen Stallbau vom Boden fegte, um im nächsten Augenblick die Trümmer davon unter sich zu begraben.

Das Gewitter hatte unterdessen an Stärke verloren, der Regen ließ nach und der Donner verhallte in der Ferne; es lichtete sich auf, und die Umgebung wurde übersichtlicher. Aber die Rüfe setzte ihren Lauf fort und hatte jetzt den Felskopf erreicht. Hielt der stand? Schrecklicher Augenblick! Der Fels erbebte. Die gewaltige, vorwärts drängende Schuttlast rüttelte mit furchtbarer Wucht daran. Aber er stand fest und teilte die ungeheure Masse, und der Schlammzug zog krachend und tosend an beiden Seiten vorbei. Ein ganzer Tannenwald fuhr mit aufrechtstehenden Stämmen an ihnen vorüber. Vereinzelte Steinklötze sausten bisweilen hintennach, in gewaltigen Sätzen und verloren sich in der vordersten Hauptwoge. Nicht mehr als eine Viertelstunde hatten das Gewitter und der Erdrutsch bis zu seinem Stocken im Talfluß gedauert.

Nunmehr überschaute man gut die Zerstörungsarbeit der niedergegangenen Rüfe. Einen breiten Streifen Tannenwaldes hatte sie oben mitgerissen, mehrere Ställe waren verschwunden. Wo vor einer Viertelstunde noch die prächtigen Wiesen gestanden, gähnte nur mehr aufgerissener Boden, voll Steinen, Schlamm und Schutt, ein trostloses Trümmerfeld.

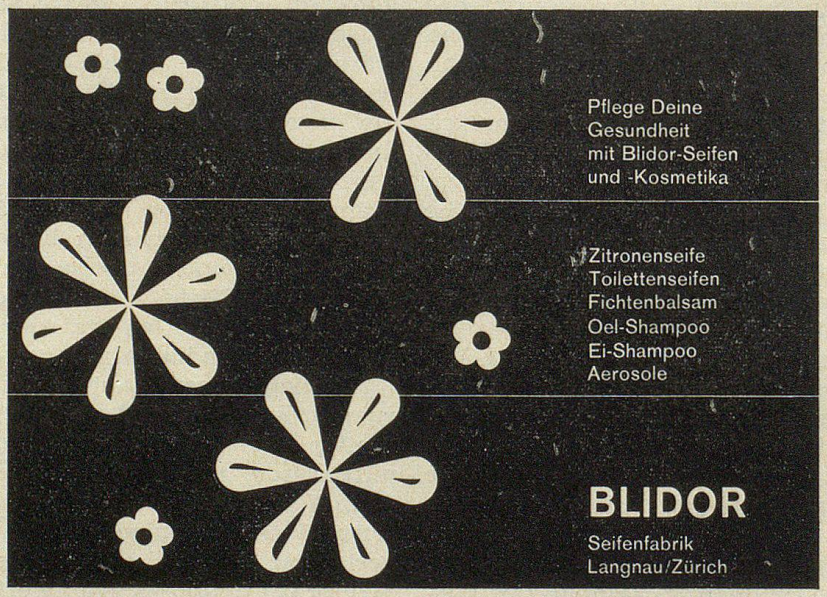
Den weitaus größten Schaden hatte der Vorsteher, denn hier war der Hauptzug niedergegangen und hatte alles weggefegt. Über dem Bach erblickte Vreneli ihren Gaden unberührt

stehen. Sie atmete dankbar auf, aber ihr Nachbar sprach kein Wort. Diese Stunde hatte dem rohen, stolzen Menschen Leib und Seele niedergeschmettert.

Jetzt erschienen in Scharen die Leute der beiden Nachbardörfer, um die Wirkungen des Erdrutsches sich anzusehen. Man gewahrte zwei Menschen zuoberst auf dem Felsturm, der um zehn Meter höher geworden war, da die Rüfe den Grund um ihn weggefressen hatte. Man eilte um Leitern und Seile, um die beiden herunter zu lassen.

Der Vorsteher sollte lange Wochen liegen, bis sein gebrochenes Bein wieder geheilt war. Während dieser Zeit dachte er oft bei sich, ob die Italiener Propheten gewesen seien, die die Kirche renoviert hatten. Dann überlegte er sich bisweilen auch, ob ein armes, gesundes und herzhaftes Mädchen nicht ein Kapital wäre. Als er zum ersten Mal wieder ins Freie auf den Krücken humpeln konnte, war er mit sich ins Reine gekommen. Als sein Sohn, der Philipp, ihm wieder die Stiege hinauf ins Haus half, sprach er zu ihm: «Ich muß dem Vreneli unbedingt dankbar sein. Ich gebe d i c h ihr zur Anerkennung.»

*

Diese aus Sage und Wirklichkeit geflochtene Geschichte hat der Erzähler aus dem Munde eines Schanfiggers vernommen. Seither hat sich im Schanfigg viel geändert. In den 1870er Jahren wurde die Landstraße Chur—Langwies erstellt und ein gutes Jahrzehnt später bis Arosa weiter gebaut. Gleichzeitig mit dem Straßenbau entwickelte sich der Fremdenverkehr. Einer der ersten Kurgäste von Arosa war der Lehrer des Erzählers, Ferdinand Vetter, Professor für deutsche Literatur an der Hochschule in Bern. Diesem Herrn hat der Aufenthalt in Arosa so gut gefallen, daß er das vielgesungene Aroserlied gedichtet hat.

Zwischen Molinis und Tschiertschen, auf der linken Seite der Plessur, breiten sich die Gadenstätten aus, die Maiensäße. Es ist das Gebiet der Rungrüfe. Sie ist die tiefste Grundrüfe in Graubünden und hat nicht ihresgleichen. Es erheben sich auf ihrem Gebiet, das auch der Tummelplatz des Hirschwildes ist, mehrere Erosionskegel, von denen einer siebzig Meter hoch ist. Die gewaltige Bergmulde ist wahrscheinlich durch mehrere, in großen Zeitabständen voneinander erfolgten Erdrutschungen entstanden, und die eigenartigen Erosionstürme sind das Werk der Witterung von Jahrtausenden.